

FIONA
McINTOSH

*Wenn der Lavendel
wieder blüht*

ROMAN



blanvalet

FIONA
McINTOSH

*Wenn der Lavendel
wieder blüht*

ROMAN



blanvalet

Buch

Luc und Lisette Ravens – ehemals französischer Résistance-Kämpfer und britische Spionin – haben den Zweiten Weltkrieg irgendwie überlebt, doch die Schrecken dieser Jahre zu überwinden entpuppt sich als riesige Herausforderung. In Frankreich fühlen sie sich ständig erinnert an die Menschen, die sie auf grausame Weise verloren haben. Um die Schatten der Vergangenheit hinter sich zu lassen, besteigen sie ein Schiff nach Tasmanien, um sich dort, in diesem fernen, unbekanntem Land voller Versprechungen, ein neues Leben aufzubauen, Lavendelfelder anzupflanzen und so das Erbe von Lucs ermordeten Eltern fortzuführen. Doch ein Bedürfnis lässt Luc nicht los: das nach Rache an dem Mann, der den Tod seiner Familie zu verantworten hat.

Auf der anderen Seite der Welt erfährt der Schweizer Jurastudent Max Vogel in seiner düstersten Stunde eine lebensverändernde Wahrheit. Auf dem Sterbebett offenbart ihm seine Mutter den Namen seines Vaters, den er nie kennengelernt hat. Nur ein Mann kann ihm mehr über ihn sagen: Luc Ravens. Ein lang gehütetes Familiengeheimnis verbindet Max mit den Ravens, und nun hält er sowohl den Schlüssel zu seiner eigenen Zukunft als auch zu Lucs bewegter Vergangenheit in Händen ...

Autorin

Fiona McIntosh wuchs in England auf, verbrachte aber viele Jahre ihrer Kindheit in Westafrika. Sie gab ihren Beruf als PR-Managerin auf, um zu reisen, und entschloss sich 1980, in Australien zu bleiben. Sie hat weltweit bereits zahlreiche Romane und Kinderbücher veröffentlicht und gilt als eine der beliebtesten australischen Autorinnen. Wenn sie nicht auf der Suche nach neuen Ideen ihrer Reiselust folgt, lebt Fiona McIntosh mit ihrer Familie in Adelaide.

FIONA MCINTOSH

*Wenn der Lavendel
wieder blüht*

Roman

Aus dem Englischen
von Theda Krohm-Linke

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen. Sollte dieses E-Book Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung dieses E-Books verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
The French Promise bei Penguin Group Australia, Melbourne

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe März 2016
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © Fiona McIntosh 2013
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: Getty Images/Matteo Colombo;
www.buerosued.de
Redaktion: Angela Troni
Herstellung: sam
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
ISBN: 978-3-641-16421-8

www.blanvalet.de

*Gewidmet meinem Mentor und Freund Bryce Courtenay ...
er hat mich davon überzeugt, dass ich Geschichten erzählen kann,
und darauf bestanden, dass ich diese auch aufschreibe.
Auf Sonnenblumen und Sommer – und immer auf Geschichten.*

Prolog

Mai 1943

Arbeit macht frei, stand auf dem Schild. Ja, wirklich, Arbeit macht dich frei, dachte Rachel zynisch. Oh, wie sehr diese Worte sie verhöhnten. Die Menschen hier waren so gefügig, so begierig darauf, am Leben zu bleiben und jene Freiheit zu erlangen, die der Spruch verhieß, aber nie einlöste.

In letzter Zeit spielte Rachel derart geistesabwesend Geige, dass die Musik kaum in ihr Bewusstsein drang. Früher hatte sie die Stücke in ihrem Herzen gehört, jetzt waren es nur noch Noten ... Geräusche. »Spielt fröhlich!«, befahlen die Nazi-Aufseher. »Einen Walzer«, johlten sie.

Das Lagerorchester war keine feste Gruppe. Sie rechneten nicht damit, lange miteinander zu spielen, deshalb hatten sie auch nur ein begrenztes Repertoire. Monoton wiederholten sie die wenigen Stücke, unbewusst, obwohl die Aufseher Märsche am liebsten mochten; in deren Rhythmus ließen sich die Gefangenen leichter zählen.

Es gab durchaus Gelegenheiten – ein kurzes Aufblitzen von heftigem Widerstand –, bei denen Rachel ihre Gefängniswärter am liebsten angeschnauzt hätte, um jenen Funken an Rebellentum in ihr zu zeigen, den ihr Vater einmal als ihre Stärke bezeichnet hatte. Aber die Wut verflog stets so rasch, wie sie aufgeflammt war. Was hätte sie schon davon gehabt? Höchstens einen kurzen Moment privaten Vergnügens. Außerdem wurde bei anderen oft Vergeltung geübt, und Rachel wusste, dass selbst der leiseste Ansatz von Rebellion von einem angeblichen Gerichtshof strengstens bestraft wurde. Die glatt rasierten Männer mit rosigen Gesichtern und kurz geschnittenen Haaren machten sich ohne jede Gefühlsregung kaum die Mühe zuzuhören und Recht zu sprechen. Ganz gleich ob Mann oder Frau – dieses falsche Gericht verurteilte die Gefangenen dazu, sich nackt hinter Block 11 an der »Todesmauer« aufzustellen, wo sie dann erschossen wurden. Selbst bei geringen Verfehlungen, etwa wenn jemand die auf Deutsch gebrüllten Befehle nicht verstand, drohte für gewöhnlich eine Hinrichtung, und die Holzpantinen der Ermordeten waren oft noch warm, wenn der nächste Gefangene

hineinschlüpfte.

Wie alle anderen Insassen hatte auch Rachel vergessen, wie es sich anfühlte zu lachen und vor allem zu hoffen, trotzdem spielte sie weiter im Lagerorchester, weil ihre über die Saiten tanzenden Finger sie an glücklichere Tage erinnerten, auch wenn sie sich längst innerlich tot fühlte. Zwar war sie auf einen Untermenschen reduziert, dessen Leben nichts wert war und jederzeit ausgelöscht werden konnte, aber sie klammerte sich instinktiv so begierig daran wie ein Tier. Sie waren alle unterwürfig geworden. Das hasste Rachel an sich am meisten. Sie duckte sich nur noch und zuckte sofort zusammen, bei den gebrüllten Befehlen ihrer Gefängniswärter, den unvermutet niedersausenden Gewehrkolben und ihrem grausamen Spott. An welchem Punkt hatte sich die Menschheit derart verändert, fragte sie sich, dass jemand einem Fremden – der ihm gar nichts getan hatte – so viel Leid zufügen konnte? Rachel wusste nicht, warum sie ständig darüber nachgrübelte. Jeder Tag ein neuer Versuch zu überleben; der Wille, den nächsten Tag zu erleben, war ihre Währung.

Monoton ging das Orchester zu dem berühmten zweiten Air von Bach über. Rachel hatte diese Version arrangiert, um der Anzahl und den Fähigkeiten der Musiker gerecht zu werden. Ihre Violine trug das Stück, und vielleicht lag es an dem gemessenen Tempo, an der traurigen, aufwühlenden Weise, dass ihre Emotionen sie überwältigten. Rachel hörte kein Quietschen, kein Husten, keine falschen Töne, sie sah weder Uniformen und Gewehre noch die zerlumpten, ausgemergelten Gefangenen. Tief in ihrer Brust stieg ein Schluchzen auf, als sie sich in schmerzhaft deutlicher Klarheit an den Tag ihrer Ankunft im Lager Auschwitz-Birkenau erinnerte. Die Musik war die perfekte Begleitung, während sie noch einmal den Alptraum durchlebte.

Die Familie Bonet hatte das Lager Drancy im Norden von Paris überlebt, in das sie von ihrem Zuhause in der Provence deportiert worden war. Sie waren nur noch zu fünft. Ihr Bruder Luc hatte sich verstecken können, ihre Großmutter hingegen war an den Verletzungen gestorben, die ihr ein französischer Polizist mit den Fäusten zugefügt hatte. Ihr Vater versicherte ihr, sie würden in Paris nur so lange festgehalten, bis sich alles aufklärte.

»Ich erkaufe uns den Weg in die Freiheit«, sagte er zu seinen vier geliebten Frauen, aber Rachel kannte ihren Vater zu gut. Zwar tröstete er sie mit Worten, doch er wandte den Blick ab, und daran merkte sie, dass er seinen eigenen Worten nicht glaubte.

Obwohl sie vorgewarnt war, hatte Rachel nicht gewusst, dass die Deutschen fest entschlossen waren, ganz Westeuropa von den Juden zu säubern. Ehe sie sich versah, befand sie sich mit ihrer Familie in einem Viehtransporter. Die Türen fielen hinter ihnen zu, und dann war der Zug zwei Tage lang unterwegs.

»Hört auf zu schreien«, ermahnte sie eine vorbeikommende Wache. »Die anderen Güterzüge haben Vorrang vor menschlichem Abschaum.« Höhnisch hämmerte er gegen die Wand des Waggons. Sie hörten ihn mit den anderen Wachen lachen.

Die langsame, traurige Musik schwoll an, und sofort war Rachel wieder mittendrin, sah, wie ihr Vater die Mitgefangenen zählte. Ihre ältere Schwester Sarah hielt ihre Mutter im Arm. Golda konnte nicht mehr sprechen.

Jacob drehte sich zu ihnen um. »Es sind außer uns noch einhundertsevenundzwanzig Seelen«, murmelte er angewidert.

»Ich habe Durst, Rachel«, stöhnte ihre jüngere Schwester Gitel.

»Ich weiß, Liebes«, sagte sie und schaute ihren Vater an. »Wir sorgen dafür, dass gleich jeder einen Schluck Wasser aus dem Eimer bekommt, ich verspreche es dir. Hab nur Geduld.«

Sie konnte kaum atmen. Es war Sommer, und im Waggon gab es keine Belüftung, nur ein winziges, hoch angesetztes Fenster, von dem ihre Familie zu weit entfernt war. Vielleicht sollten sie ein Rotationssystem ausarbeiten, damit jeder einmal in den Genuss von frischer Luft kam.

Am dritten Tag hörten sie Schreie und Pfiffe, aber die Unterbrechung kam zu spät für vierzehn ihrer Mitreisenden, hauptsächlich alte Menschen und kleine Kinder. Jacob, den plötzlich alle als Sprecher akzeptierten, hatte mit einem der jüngsten Wachposten verhandelt, dass die Toten vor der Weiterfahrt aus dem Waggon geholt wurden. Der Wachmann erlaubte das, aber dann mussten die Familien der Toten beruhigt werden, weil ihre geliebten Angehörigen auf den Bahnsteig gezerrt wurden. Ein Elternpaar, das sich weigerte, sein totes Kind loszulassen, wurde ebenfalls aus dem Waggon geschleucht. Die Mutter schluchzte hysterisch.

»Keine Sorge«, sagte der Wachmann. »Wir stecken sie einfach in einen anderen Zug«, versicherte er Jacob.

Kurz darauf ertönte ein weiterer schriller Pfiff, und der mit Menschen besetzte Güterzug setzte sich wieder in Bewegung. Rachel hätte schwören können, dass sie in der Ferne zwei Schüsse gehört hatte.

Obwohl vierzehn Menschen gestorben waren, mussten sie immer noch im

Stehen reisen, und Rachel wusste bald schon nicht mehr, ob es Tag oder Nacht war. Wer dem winzigen Fensterschlitz am nächsten stand, versuchte, nach der Position der Sonne die Uhrzeit zu schätzen. Aber letztlich war es Rachel egal. Die Stunden wurden längst nicht mehr durch Routinen gemessen, denn es gab weder Mahlzeiten noch Sanitäreinrichtungen, nur einen einzigen Eimer, der bereits nach zwei Tagen überquoll. Seither mussten sie sich direkt auf den Bodenbrettern erleichtern, während sich um sie herum Unrat und Leichen stapelten. Die Menschen starben wie die Fliegen.

»Das erklärt den Löschkalk«, sagte Rachel, die in der bestialisch stinkenden Luft kaum atmen konnte.

Jacob, der sein Bestes tat, um die Stimmung zu verbessern, nickte grimmig, erwiderte jedoch nichts.

Golda starrte nur mit glasigen Augen stumm vor sich hin, obwohl ihre jüngste Tochter flehend auf sie einredete. Jacob drängte seine beiden anderen Töchter, für Gittel stark zu bleiben. Deshalb schoben Rachel und Sarah ihre eigenen Ängste, ihren Hunger und ihre Müdigkeit beiseite und sangen Gittel vor, während sie sie im Arm hielten und ihr Geschichten erzählten. Die ganze Zeit über fragte sich Rachel, wie es Luc wohl ergangen und wie es ihm gelungen war, sich der Verhaftung zu entziehen. Sarah und sie waren sich einig, dass er sicher noch oben am Hang in den Lavendelfeldern gewesen war, als die französische Polizei in ihr Haus kam. Vielleicht hatte er ja gesehen, was passiert war? Vielleicht kam er ja zu ihnen?

Wiederholt brachte ihr Vater sie zum Schweigen. »Erwähne weder seinen Namen noch seine Existenz.« Eine Erklärung lehnte er ab, sondern sagte nur: »Ich habe einen guten Grund für diese Forderung, das versichere ich dir.«

Aus Respekt vor ihrem Vater und aus Liebe zu Luc schwieg Rachel. Sie war nicht neidisch darauf, dass er vermutlich frei war. Im Gegenteil, die Hoffnung, dass er sie befreien oder rächen würde, hielt sie selbst in der tiefsten Verzweiflung aufrecht, auch wenn sie manchmal am liebsten im Stehen eingeschlafen und nie wieder aufgewacht wäre – angesichts dessen, was sie erwartete. Nicht eine Sekunde glaubte Rachel, dass sie auf dem Weg zu Aufnahmelagern in Polen waren, dass ein neuer Anfang winkte, mit ehrlicher Arbeit und einem Stück Land, um Häuser zu bauen, aber sie behielt ihre Schlussfolgerungen für sich. Die meisten ihrer Reisegefährten wurden von Hoffnung aufrecht gehalten. Rachel nicht. Ihr Antrieb war Trotz, die Wut darüber, dass man ihr das Leben geraubt, ihre Zukunft zerstört, ihre Familie

ruiniert und an den Rand der Verzweiflung gebracht hatte.

Mit jedem Atemzug biete ich ihnen die Stirn, sagte sie sich immer wieder wie ein Mantra, während der Zug sie zunehmend in kühlere Gefilde brachte, bis die Temperaturen nachts fast den Gefrierpunkt erreichten. Auf einmal war selbst die kaum merkliche Wärme ihrer aneinandergedrängten Körper eine Wohltat.

Irgendwann kam der Zug mit einem kreischenden Ruck so heftig zum Stehen, dass alle übereinanderfielen. Rachel hatte zwar jedes Zeitgefühl verloren, vermutete aber, dass es sich um einen Nachmittag im Herbst handelte. Ihr war bereits so kalt, dass ihr selbst der eisige Nieselregen, als sie aus dem Waggon stolperte und sich umdrehte, um den anderen zu helfen, nichts ausmachte.

Wie viele Tage waren seit Paris vergangen? Sie konnte sich nicht erinnern.

Der kalte Wind schnitt ihnen messerscharf ins Fleisch, fuhr heulend durch ihre zerlumpten Kleider und ihre Haare. Aber der Hunger machte sie unempfindlich. Sie hörten nur die gebrüllten Befehle, die sie empfangen.

Die Wachen hielten Knüppel in der Hand, die jedoch zum Glück nicht zum Einsatz kamen. Alle wollten kooperieren, um den Übergang in das neue Leben, das ihnen versprochen worden war, so leicht wie möglich zu gestalten. Auf Jacobs leise, drängende Worte hin hielt Rachel den Kopf gesenkt und gehorchte, obwohl sie den Mann, der ihrer Mutter in kehligem Deutsch Befehle ins Gesicht brüllte, am liebsten angeschrien hätte.

»Zieh keine Aufmerksamkeit auf dich«, murmelte Jacob, als sie und Sarah ihrer Mutter aus dem Waggon halfen.

Anschließend ergriff Rachel wieder Gitels Hand, während sich das Kind mit großen Augen erschrocken umblickte.

Auf dem Schild am Bahnsteig stand »Auschwitz-Birkenau«, aber die Gleise führten auf ein rotes Backsteingebäude zu, das auf einer Seite einen Turm mit einem Bogen hatte. Darunter endeten die Gleise abrupt.

»Endstation«, murmelte Rachel.

Wehrmachtssoldaten marschierten auf dem Bahnsteig hin und her und schrien sie an, sich hintereinander auf der Judenrampe, wie sie es nannten, aufzustellen. »Raus! Schnell! Aussteigen!« Die eleganter gekleideten SS-Männer mit den glänzenden Stiefeln hielten knurrende Hunde an Leinen und schlugen immer wieder mit Reitgerten auf ihre Oberschenkel.

Rachel schätzte, dass etwa neunzig Leute den Transport im Viehwagen

überlebt hatten, und zu ihnen gesellten sich nun einige weitere »Unberührbare«, die aus mehreren Sonderzügen auf den Bahnsteig strömten. Der faulige Geruch ungewaschener, schmutziger Körper wurde überwältigend. Die Angst der Menschen war mit Händen zu greifen.

Während sie noch versuchte, festen Boden unter die Füße zu bekommen, hätte sie schwören können, dass sie ein Gespenst sah, das sich in der Menge bewegte und mit einem langen, knochigen Finger auf einzelne Personen zeigte, um sie für den baldigen Tod auszuwählen.

»Lassen Sie Ihre Habseligkeiten zum Desinfizieren hier. Sie bekommen die Sachen in Kürze zurück«, brüllte jemand in schlechtem Französisch sowie auf Deutsch. »Schreiben Sie Ihre Namen auf die Koffer, wenn Sie sie wiederhaben wollen.«

Woher sie die Kraft nahm, wusste Rachel nicht, aber sie stapelte gehorsam die wenigen Gepäckstücke der Familie Bonet auf. Gitel begann zu weinen, und auch Rachel hatte das Gefühl, dass ihnen damit ihre letzte Verbindung zu Frankreich genommen wurde. Trotzdem spürte sie, mit welchem Vertrauen die anderen Juden den Männern ihre Sachen übergaben. Obwohl sie Frankreich und alles Vertraute zurückgelassen hatten, wollten sie verzweifelt daran glauben, dass sie ein neues Leben anfangen konnten, in dem Arbeit und eine Unterkunft ihnen eine gewisse Würde zurückgeben würden ... Aus den Trümmern ihres früheren Lebens hatten sie ein paar Dinge mitgebracht, die ihnen bei der Gründung dieser neuen Existenz helfen konnten.

Sie reihten sich in die Schlange ein. Jacob und Sarah nahmen ihre Mutter in die Mitte, die jämmerlich schlurfend voranging, Rachel kümmerte sich um Gitel.

»Jetzt dauert es nicht mehr lange, Gitel. Bald kannst du schlafen.«

Mit wachsender Bestürzung beobachtete sie jedoch, dass die Männer sofort von den Frauen und Kindern getrennt wurden. Erneut stieg Entsetzen in den beiden nach Geschlechtern getrennten Schlangen auf. Selbst Golda erwachte aus ihrer Starre, als jemand ihre Finger gewaltsam von denen ihres Mannes löste, und schrie lautstark nach Jacob. Rachel warf ihrem geliebten Vater einen Blick zu. Er flehte sie und ihre ältere Schwester mit den Augen an, sich um ihre Mutter und die erst vierzehnjährige Gitel zu kümmern.

Von Weitem versuchte er, seine Frau zu beschwichtigen und zu beruhigen. Er blies ihr Luftküsse zu, aber ein Wachmann versetzte ihm einen Stoß mit dem Gewehrlauf, damit er weiterging. Rachel wäre am liebsten zu dem

brutalen Mann hingelaufen und hätte mit den Fäusten auf ihn eingeschlagen.

Alle Familien erlebten das gleiche Trauma, aber Rachel hatte in diesem Moment nur Augen für ihre Angehörigen. Es gelang Jacob noch, seinen Mädchen beruhigend zuzulächeln und jeder einen Kuss zu schicken, um ihnen zu vermitteln, dass sie stark bleiben sollten. Sarah hatte ihre Mutter in die Arme gezogen, und Rachels Aufgabe war es, ihre kleine Schwester zu beruhigen, doch Gitel war außer sich vor Entsetzen. Ihr zerbrechlicher Körper zitterte unkontrolliert, und sie hatte sich eingenässt. Rachel schoss der schreckliche Gedanke durch den Kopf, dass es für Gitel und ihre Eltern besser wäre, auf der Stelle zu sterben, statt die furchtbaren Dinge zu erleben, die sicher noch auf sie warteten.

Sei vorsichtig mit deinen Wünschen, dachte sie dann. Sie hatte in einem Theaterstück an der Schule einmal eine Hexe gespielt, und das war damals ihr Text gewesen.

Rachel blickte zu der lange Männerreihe links neben sich. Auf einmal merkte sie, dass der Tod tatsächlich mitten unter ihnen stand. Es war gar kein Gespenst, sondern ein echter Mensch in der Gestalt eines SS-Arztes. Mit der gelangweilten Miene eines Mannes, der tagein, tagaus das Gleiche tut, musterte er jeden einzelnen Gefangenen, und Rachel erkannte, dass es der Teufel war, der ihr ihren Wunsch gewähren würde.

Voller Entsetzen verfolgte Rachel, wie Kinder, Mütter mit Säuglingen und Kleinkindern, Kranke und Gebrechliche in eine weitere Reihe befohlen wurden. Ihr Vater befand sich bereits in dieser Schlange, und als der Mann im weißen Kittel auf ihrer Höhe stand, zeigte er nur unbeteiligt mit dem Finger auf ihre Mutter, und sie wurde sofort von Sarah weggezogen. Gitel war die Nächste. Erneut zuckte der Finger in ihre Richtung, und man riss ihr die kleine Schwester aus den Armen. Rachel spürte, wie Gitels Finger ihr entglitten, aber das Kind war viel zu verängstigt, um die Trennung vollständig zu begreifen. Sarah weinte, während Rachel, zu schockiert, um zu sprechen, nach der Hand ihrer älteren Schwester griff und hilflos zusah, wie sie Jacob bereits wegführten, bevor Gitel und ihre Mutter ihn erreichen konnten. Ihr wurde übel.

Ihr Vater blickte sich um und sah Rachel direkt an. Dann nickte er einmal. Seinen gequälten Blick würde sie nie vergessen. Ihr war, als wolle er sie für alle Qualen um Verzeihung bitten. Ihre Mutter, die immer noch nichts um sich herum wahrnahm, verstand nicht, als man sie in die gleiche Richtung schickte.

Die Männer stießen sie, und sie schrie instinktiv vor Angst auf. Auch Gitel entfuhr ein Schrei, als ein Hund sie ansprang und knurrte. Beide blieben wie erstarrt stehen. Eine andere alte Frau, die aussah, als käme sie vom Land, mit großen eckigen Händen und einem steinernen Gesicht, ergriff die Hände der beiden Bonets und blickte die älteren Mädchen an. »Ich nehme sie mit«, rief sie ihnen zu, bevor sie zurück in die Reihe gedrängt wurden.

Die Menschenschlange hatte sich bereits in Bewegung gesetzt und schlurfte den Weg entlang, den ihr Vater bereits genommen hatte.

Schließlich stand Rachel vor dem Arzt, der die ordentlich gekämmten Haare so akkurat gescheitelt hatte, als ob er jeden Morgen mit dem Lineal hindurchführe.

»Name?«

»Rachel Bonet.«

»Geburtsort?«

»Saignon, Provence.«

»Nächstgelegene Stadt?« Er musterte sie immer noch, aber ihr war klar, dass er sie längst ausgewählt hatte. Nur warum oder wofür wusste sie nicht.

»Apt«, sagte sie mühsam beherrscht. »Wohin gehen sie?«, fragte sie nach.

Der Arzt hob den Kopf, betrachtete sie aus eisigen blauen Augen und wies sie dann einer anderen Schlange zu. »Zur Desinfektion«, erwiderte er. »Ihr stinkt alle!«, fügte er hinzu. Sein Tonfall war ebenso frostig wie sein Blick.

Rachel ignorierte seine gerümpfte Nase und seinen angeekelten Tonfall. »Warum werden wir nicht mit ihnen mitgeschickt? Meine Schwester hier hat sich Läuse eingefangen.« Ihre Worte klangen höflicher, als sie es für möglich gehalten hätte. »Sie sind doch Arzt, oder?«

»Ich bin Doktor Josef Mengele.« Er sprach jetzt Französisch. »Ich bin neu hier, genau wie Sie.« Er winkte sie weiter und wandte sich zu Sarah um, die hinter ihr stand. »Aber keine Sorge, Sie kommen auch noch dran«, fuhr er fort. »Und das mit den Haaren Ihrer Schwester spielt keine Rolle.«

Ein Wachmann deutete mit dem Gewehrlauf auf sie. »Ihr werdet alle wieder vereint«, sagte er verächtlich auf Deutsch, was Rachel verstand.

»Aber ich kapiere nicht, warum sie ...«

Der Wachmann knurrte etwas, und Sarah gab einen zischenden Laut von sich. »Schscht! Du machst alles nur noch schlimmer.«

Rachel blickte der anderen, deutlich längeren Schlange nach und spürte die Lüge, lange bevor sie die Wahrheit erfuhr. Selbst die fröhliche Musik, die ein

kleines Orchester auf der Judenrampe spielte, kam ihr vor wie eine höhnische Parodie. Die Musiker trugen gestreifte Anzüge, die wie Sträflingskleidung aussahen, und als Rachel ihre leeren Gesichter bemerkte, wusste sie Bescheid. Erneut wandte sie ihre Aufmerksamkeit ihren Lieben zu und blickte ihrer Mutter nach, die gebeugt neben der älteren Frau herhumpelte. Gitel hielt ihre Mutter an der Hand, aber Rachel erkannte an ihrem Rücken, dass sie schluchzte. Ihr tat das Herz weh, doch sie war hilflos. Sarah hielt sie ganz fest. Sie konnte nichts tun.

Die Wachen wiesen sie an weiterzugehen, allerdings wurden sie nicht in Richtung der Desinfektionsduschen geschickt wie ihre Angehörigen. Rachel warf einen Blick zurück auf ihre Habseligkeiten, die auf einmal unwichtig geworden waren. Dabei hatten sie die Sachen während der Reise noch eifersüchtig gehütet. Gleichgültig verfolgte sie, wie die Koffer und Taschen der anderen Gefangenen aufgesammelt wurden. Auch ihr eigener kleiner Rucksack, in dem zwei kostbare Bücher steckten, war darunter. Nur zu gern hätte sie ihn gegen eine letzte Umarmung und einen Kuss mit ihren Eltern und ihrer kleinen Schwester eingetauscht. *War es ein Abschied für immer?* Rachel war sich sicher, dass sie die drei nicht wiedersehen würde, aber der Schmerz war so heftig, dass sie weder sprechen noch klar denken konnte. Nicht einmal mehr Wut empfand sie.

Sarah und sie wurden in ein nahe gelegenes Gebäude gebracht, wo man ihr alles wegnahm, was sie noch am Leib trug, sogar die Kette mit dem kleinen goldenen Kreuz. Rachel begriff rasch, was der Arzt mit seinem verschlagenen Lächeln und seiner Bemerkung über ihrer Schwester gemeint hatte, als sie beobachtete, wie sie Sarah mit einer großen Schere einfach die Haare abschnitt. Anschließend rasierte man ihr den Kopf. Das Rasiermesser, das der Mann bei Rachel benutzte, war stumpf, und zweimal verletzte er sie hinter den Ohren, so dass ihr das Blut über den Kopf lief. Kahlköpfig und nackt dazustehen war jedoch nicht die letzte Erniedrigung, auch nicht das stinkende Puder, mit dem man sie zur Entlausung unter den Achseln und auf dem Schädel einrieb.

Die letzte menschenunwürdige Beleidigung war die hässliche Tätowierung, die man achtlos auf ihrem linken Unterarm anbrachte. Sie machte Rachel klar, dass man ihr jetzt nicht einmal mehr einen Namen zubilligte. Sie war nicht mehr Rachel Bonet aus Saignon oder aus Paris, brillante Geigerin, Schwester, Tochter. Sie war nun eine sechsstellige Zahl, die mit einer Eins begann und mit

einer Sieben endete. Sarahs Zahl endete auf acht.

Jetzt blickte sie genau auf die Tätowierung, während sie die Geige unter dem Kinn hielt und spielte. Sieben Monate waren seither vergangen, und Rachel nahm an, dass ihre Eltern und die liebe kleine Gittel getötet worden waren. An die weniger nützlichen Mitglieder ihrer Familie hatten die Nazis noch nicht einmal ihre Tinte verschwenden wollen. Im Frauenlager von Birkenau ging das Gerücht um, dass sich hinter ihren Gebäuden geheime Tötungskammern befanden. Einige schlaue Gefangene hatten auf die Schornsteine gezeigt, aus denen ständig schwarzer süßlicher Rauch aufstieg, der verkündete, dass hier große Mengen an Leichen verbrannt wurden. Rachel wartete immer noch auf die versprochene Dusche, trotzdem wurden ständig willkürlich Menschen zum »Duschen« ausgewählt ... die dann allerdings nie wiederkamen.

»Erst vergasen sie uns, und anschließend verbrennen sie uns in riesigen Öfen«, hatte eine Frau gesagt. Dabei hatte sie gackernd gelacht und ihre wenigen Zähne und das blutende Zahnfleisch gezeigt. Ihr Name war Ruth, und sie war schon fast sechzehn Monate hier.

Die meisten Menschen überlebten kaum die ersten Monate, doch auch Sarah und Rachel waren inzwischen schon lange dort. Sarah war eine gute Arbeitskraft, und Rachel hatte ihre Musik.

Manche Gefangenen verspotteten Ruth und sagten, der Lagerwahnsinn habe sie erfasst, aber Rachel glaubte ihr. Sie wusste, dass Ruth gute Verbindungen zur Lagerleitung hatte. Sie gab sich häufig und willig den *kapos* hin – hauptsächlich Polen, die für die Nazis als Aufseher arbeiteten. Daher verfügte sie über einen gewissen Schutz und über Informationen, die den meisten nicht zukamen. Ruth hatte keinen Grund zu lügen.

Während sie ein weiteres Stück von Bach spielten, blickte Rachel sich um. Die Nazis hatten alles getan, um ihren Willen zu brechen und sie in lebendige Leichen zu verwandeln, die nur noch an das nächste Stück Brot dachten und sich darum prügeln, wer als Nächster in den Waschblock durfte. Lediglich einmal am Tag hatten sie Zugang zu den Latrinen, die aus dicht nebeneinanderliegenden Löchern im Betonboden bestanden, über denen sich die Gefangenen Schenkel an Schenkel und Rücken an Rücken hinhocken mussten. Angeblich war die Prozedur für die Männer schlimmer, behauptete Ruth, aber sie führte es nicht weiter aus. Sie hatten jeder nur zwanzig Sekunden Zeit für ihre Notdurft. Einige besonders grausame Aufseherinnen

machten sich manchmal einen Spaß daraus, die Zeit laut herunterzuzählen, wenn sie wussten, dass jemand Durchfall oder Verstopfung von einer der zahlreichen grässlichen Krankheiten hatte, die hier kursierten.

Für Rachel war jedoch nur eine Sache wichtig: jeden Abend Sarahs Rückkehr zu erleben. Morgen für Morgen wurde ihre Schwester in die eisige Kälte hinausgeschickt, nur mit dem groben Sträflingsanzug und einem dünnen Schal bekleidet, um mit anderen Mitgefangenen den sechs Kilometer langen Weg in die Farbenfabrik zurückzulegen, wo sie elf Stunden am Tag arbeiten musste. Mittags gab es nur eine Schale mit dünner Gemüsebrühe und manchmal ein Stück Brot. Mit viel Glück ergatterte sie ein bisschen Kaffee aus bitteren Eicheln, bevor sie ging. Sarah war zwar fest entschlossen zu überleben, aber in der letzten Woche war sie krank geworden. Es spielte keine Rolle, was sie hatte, nach Antworten oder sogar Heilmitteln zu forschen war zwecklos.

Auschwitz war ein Wartesaal des Todes – wenn einen die Deutschen nicht für das kleinste Missgeschick töteten, dann starb man an Mangelernährung, einer Krankheit, Unterkühlung, zu harter Arbeit oder schlicht an gebrochenem Herzen. Ein Offizier benutzte mit Vorliebe offensichtlich kranke Gefangene als Zielscheibe für seine Schießübungen. Man brachte sie in den Wald und sagte ihnen, sie sollten weglaufen. Er schoss dann auf sie und beklagte sich hinterher gerne, dass seine Augen immer schlechter würden, wenn er sie zuerst nur verwundete, bevor er sie tötete.

Am schlimmsten jedoch war der Frühappell. Sie wurden im Morgengrauen brutal geweckt, bekamen ihren üblichen Eichelkaffee und mussten danach stundenlang in der eisigen Kälte des polnischen Winters in Habachtstellung verharren, während die Aufseher sie abzählten. Wer nicht mehr stehen konnte, den sortierten sie aus und erlösten ihn von seinem Elend. Wer zu spät kam, den erschossen sie als warnendes Beispiel für die anderen. Manchmal verprügelten sie die Insassen ganzer Baracken aufs Grausamste, nur weil eine einzige Person zu spät erschienen war.

Die Leichen warfen sie wie Abfall neben eines der Gebäude auf einen Haufen. Am späten Vormittag verluden sie die teilweise gefrorenen Körper dann auf Karren und transportierten sie ab. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, den Toten die Augen zu schließen, und so starrten sie mit leerem Blick in alle Richtungen.

Rachel fröstelte bei der Erinnerung daran, und sie war froh, abgelenkt zu werden, als die Arbeiter zurückkamen. Die Wache gab dem Orchester ein

Zeichen, von der Kammermusik zu einem lebhaften Marsch zu wechseln. Sie waren fast sechzig Personen in diesem seltsamen, bunt zusammengewürfelten Ensemble, und doch war die Musik überraschend gut. Allerdings waren auch mehr als fünfundzwanzig ausgebildete Musiker unter ihnen. Eine der Cellistinnen würde wahrscheinlich die nächsten Tage nicht überleben, aber Rachel konnte sich im Moment keine Gedanken um Marie machen. In ihrem versteinerten Herzen war nur noch Platz für Sarah.

Sie reckte den Hals, um einen Blick auf ihre Schwester zu erhaschen, doch die zerlumpte Schlange der Arbeiter schien sich langsamer als sonst zu bewegen. Als Rachel merkte, dass der Wachmann sie anstarrte, konzentrierte sie sich sofort wieder auf ihr Geigenspiel. Sie wusste, dass er sie aus anderen Gründen musterte. Er war jung, er hasste seinen Posten hier und hatte schon in der ersten Woche nach ihrer Ankunft, als Rachel und ein paar andere Musiker bei einem Willkommensessen für die neuen Rekruten spielen mussten, etwas Besonderes in ihr gesehen. Das »Ensemble« hatte sich vorher mit einem kleinen Stück körniger Seife waschen und sich den Mund ausspülen dürfen, damit die Musiker trotz ihrer geschorenen Köpfe, der eingefallenen Wangen und der skeletthaften Erscheinungen präsentabel waren. Albert hatte Rachel an jenem Tag bemerkt, als sie ein kurzes Solo spielte. Offensichtlich war er ein Romantiker, den die Musik berührte und der am liebsten nichts mit all dem Entsetzen und der Verzweiflung zu tun gehabt hätte.

In der letzten Zeit hielt er regelmäßig Ausschau nach Rachel. Er lächelte ihr ab und zu schüchtern zu, und sie wusste, dass er es war, der sie mit kleinen Geschenken versorgte: zusätzliches Brot, ein kleines Stück echte Seife, einmal sogar ein Schal. Den Wollschal hatte sie Sarah gegeben. Rachel war sich auch sicher, dass Albert sie dem Lagerkommandanten Höss empfohlen hatte, als dieser auf der Suche nach einem Musiklehrer gewesen war. Seine Familie lebte in der Villa neben den Hauptgebäuden – fünf Kinder wuchsen in dem Garten auf, der an das Gelände grenzte, auf dem rund um die Uhr Tausende von Menschen ermordet wurden.

Es war eine schreckliche Überraschung für Rachel gewesen, als man sie als perfekte Kandidatin ausgewählt hatte. Ihre früheren Pflichten – abgesehen von ihrer Teilnahme am Orchester, wenn sie auf den Festen der Deutschen oder für das Lager spielen mussten – fielen weg, weil sie nun den beiden ältesten Höss-Kindern Geigen- und Klavierunterricht gab und den Kleineren das Notenlesen beibrachte. Da sie sauber bei der Arbeit erscheinen musste, durfte sie sich kurz

duschen, bevor sie die fremde, erschreckende Welt des Hauses von Höss betrat. Die Privilegien hier überrollten sie förmlich: die schöne Einrichtung, die gebügelte Tisch- und Bettwäsche, das frische Obst, die hochwertige Kleidung der Kinder, die hübschen Blumen. Aber am anstrengendsten war für sie der Angriff auf ihre Sinne. Das Leben in Birkenau war komplett farblos. Überall roch es nach menschlichen Ausscheidungen, nach Erbrochenem, Schweiß, Tod, brennendem Fleisch, eiternden Wunden, fauligem Atem und Verfall, daher wusste sie gar nicht mehr, wie wirkliches – oder vielmehr »glückliches« – Leben roch.

Als einer ihrer jungen Schutzbefohlenen, Hans-Rudolf, ihr eine Aprikose reichte, hatte sie beim Anblick der prallen, reifen Frucht geweint und sie ihm zurückgegeben. Allerdings hatte sie der Versuchung nicht widerstehen können, vorher an der samtigen Haut zu riechen. Der Duft trug sie nach Saignon in der Provence, zu den Obstplantagen, die das Dorf umgaben.

Die Aprikose zu essen würde mehr Schaden anrichten, als das Angebot abzulehnen ... Rachel konnte sich nur zu gut vorstellen, wie der Geschmack ihren Willen zu überleben brechen würde. Der Gedanke, zu viele Privilegien zu genießen, würde ihr die Luft abschnüren.

»Nein danke, Hans-Rudolf. Behalt sie nur«, sagte sie leise und legte sie ihm wieder in die Hand.

»Das geht nicht«, erwiderte er beiläufig. »Jetzt nicht mehr. Mama hat gesagt, wir sollen nichts anfassen, was ein Gefangener berührt hat«, fügte er mit kindlicher Unschuld hinzu.

»Was ist dann mit dem Klavier? Das berühre ich doch auch«, entgegnete sie.

»Das Klavier wird mit scharfem Zeug aus einer Flasche abgewischt«, sagte er sachlich und schlug seine Noten auf.

Rachel wandte den Blick ab, aus Angst, in Tränen auszubrechen.

Rachels Kahlköpfigkeit hatte die kleineren Kinder zunächst erschreckt. Die älteste Tochter, Ingebrigitt, war hingegen so angewidert, dass man Rachel erlaubte, sich die Haare wachsen zu lassen. Ingebrigitt hatte ihre Mutter zudem gebeten, ihrer Klavierlehrerin einen Schal zu geben, damit Rachel ihren hässlichen Kopf verstecken konnte. Das viereckige rote Seidentuch, das sie daraufhin bekam, nachdem sie so lange nichts Eigenes mehr besessen hatte, kam ihr vor wie ein Hermès-Schal. Trotzdem hätte sie die Gabe am liebsten zurückgewiesen, aber das traute sie sich nicht. Ingebrigitt hatte es Rachel selbst um den Kopf geschlungen.

»So«, sagte sie beeindruckt. »Jetzt kann ich dich wenigstens anschauen, ohne mich unwohl zu fühlen.«

Heidetraut, das jüngste Mädchen, hatte ebenfalls Angst vor Rachels skelettartiger Erscheinung und wollte nicht neben ihr am Klavier sitzen. Also sorgte die Mutter der Mädchen dafür, dass Rachel täglich vor dem Unterricht eine zusätzliche Scheibe Brot – jenes ohne Sägemehl – mit Käse bekam, die Rachel vor ihren Augen aufessen musste. Es dauerte mehrere Tage, bis sich ihr Magen an den Käse und das echte Brot gewöhnt hatte. Da sie sich hauptsächlich von heißem Wasser und Kartoffelschalen ernährte, konnte ihr Organismus das üppigere Essen kaum verdauen.

Hedwig, die Frau des Kommandanten, bestand darauf, dass Rachel eine leichte Arbeit in »Kanada« zugewiesen bekam, wenn sie nicht gerade ihre Kinder unterrichtete. Kanada hieß der Teil des Lagers, in dem die gesamte Habe der Häftlinge lagerte. Dort blühte der Schwarzmarkt, und von Stiefeln bis hin zu Schals konnte man alles erwerben. Die verrückte Ruth hatte früh gelernt, ihre weiblichen Reize einzusetzen, um sich dort mit Annehmlichkeiten zu versorgen, Rachel hingegen zog es vor, ohne auszukommen.

Auf einmal jedoch war sie privilegiert. Es machte sie krank, vor allem wenn sie daran dachte, wie sehr sie die Wärme des Feuers im Musikzimmer genoss, ebenso den gepolsterten Klavierhocker, auf dem sie saß, den Schluck von dem frischen Wasser, von dem immer ein Glas für sie bereitstand ... und vor allem das Essen. Und nun hatte sie auch noch den Schal bekommen, für den Frau Höss ihr noch dazu die Genehmigung besorgte, ihn die ganze Zeit über zu tragen.

»Das macht es leichter, Rachel zu finden, mein Lieber«, hatte sie einmal zu ihrem Mann gesagt, als er deren Erscheinung stirnrunzelnd musterte.

Rachel nahm ein wenig zu und spürte, wie ihre Haare wuchsen. Sie hatte saubere Haut und geschrubbte Nägel. Sie roch besser, und ihre Augen waren klarer. Das jedenfalls behauptete Albert, der sich in Kanada ab und zu mit ihr unterhielt, wenn sie die Sachen aus den Koffern der Neuankömmlinge sortierte.

Die Kinder behandelten sie zwar von oben herab, aber sie waren nicht absichtlich unfreundlich zu ihr. Frau Höss war distanziert, doch das war nicht anders zu erwarten. Hedwig hatte durchaus eine weiche Seite und liebte ihre Kinder sehr. Rachel merkte schnell, dass die Frau nur wenig von dem ahnte, was außerhalb ihrer vier Wände vor sich ging – wenn sie überhaupt etwas

davon mitbekam. Sie hatte einmal gehört, wie Hedwig die Villa, den Garten mit den hohen Mauern und den grünen Feldern, die sich gleich dahinter erstreckten, als »Paradies« beschrieb.

Immerhin hatte Rachels Leben eine kleine Wendung zum Besseren genommen, und manchmal ertappte sie sich bei dem Tagtraum, dass sie auch für Sarah eine Aufgabe im Haushalt der Familie finden würde.

Aber dann änderte die Ankunft eines neuen Gestapo-Offiziers alles. Er hatte mit Kommandant Höss und seiner Frau in der Villa zu Mittag gegessen, während Rachel mit den Kindern ein schwieriges Stück eingeübt hatte. Plötzlich betrat Hedwig den Raum. Rachel lächelte sie an. Hinter ihr kam mit Kommandant Höss ein kleiner Mann in einer eleganten grauen Uniform herein.

»Meine Lieben, das ist Kriminaldirektor von Schleigel. Ihm ist die schöne Musik aufgefallen, und er möchte euch ein wenig beim Spielen zuschauen.«

Rachel wich an die Wand zurück, während die Kinder aufstanden und den Gast artig begrüßten.

»Guten Tag, Klaus und Ingebrigitt«, sagte er, ohne Rachel dabei aus den Augen zu lassen. »Du liebe Güte, Herr Kommandant, erlauben Sie etwa diesem Ungeziefer hier, sich in Ihren Privaträumen aufzuhalten?«

Höss zündete sich eine Zigarette an. Dann sagte er beiläufig: »Sie ist die Musiklehrerin der Kinder. Wir wollen, dass sie so normal wie möglich aufwachsen, und in dieser polnischen Wildnis muss man nehmen, was man kriegen kann.«

»Wie heißt du?«, wandte von Schleigel sich direkt an Rachel.

Sie warf Frau Höss einen Blick zu.

»Sprich«, sagte Hedwig.

»Rachel, Herr von Schleigel«, antwortete sie und schlug die Augen nieder.

»In Ordnung, meine Lieblinge, und jetzt spielt das Stück, das ihr für uns eingeübt habt«, sagte Hedwig munter. Sie führte ihren Gast zu einem bequemen Lehnssessel.

Von Schleigel nahm eine Zigarette und das Feuerzeug von seinem Gastgeber entgegen, und im Schein der Flamme bemerkte Rachel, dass er sie kühl musterte. Sie wagte nicht, von der Tastatur aufzublicken. Leise klopfte sie den Takt für ihre Schützlinge auf dem Walnussholz des Klaviers.

Die Kinder bewältigten das Stück voller Selbstvertrauen. Als sie fertig waren, standen sie beide auf und nahmen den Applaus der Erwachsenen entgegen.

»Ganz reizend, in der Tat«, sagte von Schleigel und drückte die Zigarette aus, damit er in die Hände klatschen konnte. »Wie gut ihr beide doch spielen könnt.«

»Das hat Rachel uns beigebracht«, sagte Ingebrigitt.

Rachel hielt den Atem an. Ihr wäre lieber gewesen, das Kind hätte sie nicht noch einmal erwähnt.

»Ach tatsächlich?«, fragte der Gestapo-Mann. »Sag mir doch deinen vollen Namen.«

Rachel hatte zu Boden geblickt, und erst als es still im Raum wurde, merkte sie, dass er mit ihr gesprochen hatte. Erschrocken blickte sie auf. Hedwig nickte ihr aufmunternd zu, und Rachel schluckte ihre Angst herunter. »Rachel Bonet, Herr von Schleigel.« Sie hatte ihren Familiennamen seit einem Jahr nicht mehr laut ausgesprochen.

Überrascht sah er sie an. »Bonet, sagst du?« Fragend drehte er sich zu dem Ehepaar Höss um.

Hedwig zuckte mit den Schultern.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte ihr Mann.

»Nein, nein.« Von Schleigel verzog nachdenklich das Gesicht. »Amüsant ist nur, dass der letzte Fall, an dem ich gearbeitet habe, etwas mit der Jagd auf einen jüdischen Widerständler namens Bonet zu tun hatte, der uns Probleme bereitet hat.«

Angestrengt starrte Rachel auf ihre Holzpantinen.

»Merkwürdig«, sagte Hedwig, aber es klang nicht besonders interessiert. »Sollen wir den Tee im Garten trinken, Rudolf?«, fragte sie über die Schulter. Dann wandte sie sich den Kindern zu. »Danke, meine Lieblinge. Ihr wart großartig.« Rachel hörte, wie ihr Kleid raschelte, als sie aufstand. »Kommen Sie, Herr von Schleigel. Lassen Sie uns die willkommene Frühlingssonne genießen. Ich möchte Ihnen gerne unseren Garten zeigen. Er ist um diese Jahreszeit besonders hübsch. Wir sollten eine Fotografie machen, nicht wahr, mein Lieber?«, sagte sie zu ihrem Mann.

»Wie du wünschst«, erwiderte Höss gleichgültig.

Rachel brauchte von Schleigel nicht anzusehen, um zu wissen, dass er sie immer noch beobachtete.

»Woher kommst du?«, fragte er unvermittelt auf Französisch.

»Aus dem Süden, Herr Offizier«, murmelte sie.

»Woher im Süden, Mädchen?«, fuhr er sie an.

»Aus der Provence, aus dem Luberon.«

Er lachte. Sie hatte noch nie einen grausameren Laut gehört.

»Die Bonets aus Saignon?«

Unwillkürlich hob sie den Blick und sah, dass er sie aus seinen kleinen Schweinsäuglein hasserfüllt und hungrig zugleich anstarrte. Er bekam die gewünschte Bestätigung, als sie seinem Blick auswich.

»Ist der Lavendelbauer Luc Bonet dein Bruder?«

Ihre Kehle war so trocken, dass sie keinen Ton herausbrachte. Woher kannte dieser Fremde sie? Woher kannte er ihre Familie? Sie begann zu zittern.

»Dein Zittern verrät dich, Jüdin. Herr Kommandant, heute Nachmittag sollten wir uns die Einlieferungsbücher anschauen«, sagte er, scheinbar nicht länger an ihrer Person interessiert.

»Natürlich«, antwortete Höss.

Das war vor drei Tagen gewesen, und seitdem war Rachel nicht wieder ins Haus der Familie Höss gerufen worden. Ihr war klar, dass an dieser Veränderung von Schlegel schuld war. Sie war ihm seitdem allerdings nicht mehr begegnet. Wie ein Gespenst war er durch ihr Leben gehuscht, hatte sie zu Tode erschreckt und war wieder verschwunden.

Rachel bemühte sich, einen Blick auf Sarah zu erhaschen, die aus der Fabrik zurückkam. Die Arbeiter waren an ihnen vorbeigestolpert, und mittlerweile waren fast alle auf dem Gelände, aber sie konnte ihre Schwester nirgends entdecken. Dann kam der Letzte herein, und die Tore wurden geschlossen. Ein schnarrender Schrei ertönte. Die Deutschen brüllten ihre Befehle immer so, doch nun erkannte sie den schrecklichsten aller Befehle.

Selektion.

Sie fand immer unerwartet statt, am häufigsten während des Frühappells. Diejenigen, die zu schwach waren, um noch von Nutzen zu sein, wurden auf Lastwagen verladen. Die Lagerleitung liebte diese plötzlichen Überfälle, damit sich ja niemand zu wohlfühlte. Dachten die Deutschen wirklich, dass auch nur irgendjemand von ihnen sich seines Lebens sicher glaubte? Rachel war schon vor langer Zeit klar geworden, dass man in dieser Hölle nur aufbegehren konnte, indem man am Leben blieb. Indem sie am Leben blieben, trotzten sie, die Juden, die Zigeuner, die politischen Gefangenen, die Homosexuellen oder sonst jemand, der Hitlers verzerrtem Perfektionsanspruch nicht genügte, ihren Verfolgern allein dadurch, dass sie weiteratmeten. Jeder Appell, jeder neue Zug

voller Menschen, jede Person, die sich von den Schwächen der vergangenen Nacht erholte, all jene, die ihren Hunger ignorierten oder ihre Hilflosigkeit unterdrückten, lachten dem Naziregime ins Gesicht.

Allein deshalb mussten sie weiteratmen, mussten sie jeden Tag von neuem aufstehen, um die Hölle von Auschwitz-Birkenau zu ertragen.

Aus den Augenwinkeln nahm Rachel eine graue Uniform wahr und hielt ihre Violine fester. Er war wieder da. Kriminaldirektor von Schleigel kam mit seinen merkwürdigen kleinen Trippelschritten auf sie zu, und auf einmal wusste sie tief in ihrem Innern, dass sie diesen Tag nicht überleben würde.

Spontan ging ihr durch den Kopf, dass sie die Aprikose neulich besser gegessen oder Essen im Haus oder in Kanada gestohlen hätte. Vielleicht hätte sie auch Albert besser um mehr Privilegien gebeten. Aber noch während sich der Gedanke in ihrem Kopf formte, wusste sie, dass sie sich damit auf dieselbe Ebene herabgelassen hätte wie diese Kriminellen.

Rachel beobachtete, wie von Schleigel auf sie zukam. Unter seinem herzlosen Blick sortierten die Aufseher etliche Arbeiter aus, die ihm für den morgigen Tag zu dünn, zu schwach oder zu nutzlos erschienen. Sie verluden die Personen auf einen wartenden Lkw. Jeder der Selektierten wusste, dass die schreckliche Stille sein Todesurteil war, dennoch stiegen sie einer nach dem anderen gehorsam auf die Ladefläche, als erwarteten sie Hilfe.

Von Schleigel hatte kein Wort gesagt, sondern nur stumm auf jedes seiner Opfer gezeigt. Nachdem er dreißig Personen ausgewählt hatte, befahl der diensthabende Offizier den Frauen, mit den Wachen in ihr Lager zu gehen. Die Männer wurden in ihre Unterkünfte geschickt, die kaum mehr als Schuppen und ehemalige Ställe waren. Rachel glaubte sich für einen weiteren Tag gerettet.

Aber dann hob er den Finger, unterbrach das Murmeln mit ruhiger Stimme, und Rachel vernahm ohne Erstaunen, was er sagte.

»Rachel Bonet«, rief von Schleigel und wandte sich als Nächstes an den Offizier. »Setzen Sie diese Frau ebenfalls auf die Liste«, sagte er und zeigte auf sie.

Sie hatte keine Wahl. Die anderen Orchestermitglieder keuchten, aber Rachel blickte sie kaum an. Resigniert nickte sie und reichte ihr Instrument ihrem Nachbarn.

»Sag dem Nächsten, der damit spielt, die Violine sei geliebt worden«, sagte sie. Dann ging sie mit hoherhobenem Kopf – ihre Haare waren mittlerweile

schon dunkel und dicht nachgewachsen – zu dem wartenden Fahrzeug.

Von Schleigel trat auf sie zu und sagte leise auf Französisch: »*Bonsoir*, Rachel. Ich dachte, Sie würden gerne Ihre Schwester wiedersehen. Sarah wartet bereits auf Sie.«

Sie spürte, wie sich Speichel in ihrem Mund sammelte. Dennoch widerstand sie dem kurzen Triumph, ihn anzuspucken. Lieber würde sie Sarah wiedersehen, als hier auf der Stelle erschossen zu werden. Stattdessen sah sie tief in seine kleinen, wässrig blauen Augen und sagte so leise, dass nur er es hören konnte: »Blicken Sie immer über die Schulter. Eines Tages wird Luc Bonet Sie finden und Ihnen die Kehle durchschneiden, bevor er sie den Wildschweinen zum Fraß vorwirft.«

Natürlich war es eine Lüge, aber es verschaffte ihr einen Moment tiefster Befriedigung zu sehen, wie das Amüsement in von Schleigels Blick bei der Drohung erlosch.

»Bringt sie weg«, blaffte er. Sein Monokel verdrehte sich, als er peinlich berührt blinzelte.

Die Fahrt dauerte nur wenige Minuten, und am Ziel traf sie nicht wie angekündigt auf Sarah. Von Schleigel hatte ihre Schwester vermutlich schon früher am Tag ermorden lassen, und als Rachel klar wurde, dass er mit dem Wiedersehen ihre Vereinigung im Tod gemeint hatte, hörte sie ihn kalt und hässlich auflachen. Deshalb hatte er die Einlieferungsbücher studiert – er hatte auch die letzte Bonet finden wollen.

Dass sie bei dieser letzten dunklen Hürde noch nicht einmal die Hand ihrer Schwester halten konnte, schmerzte Rachel mehr als das Wissen, dass sie sterben würde. Tod war ihre Erlösung, und da sie Sarah noch nicht einmal mehr sagen konnte, wie sehr sie sie liebte, sandte sie ihrem Bruder ein Gebet. Wenn Luc noch lebte, sollte er Horst von Schleigel finden und ihn im Namen seiner ermordeten Schwestern töten.

Rachel wusste, dass ihr nur noch wenige Augenblicke blieben, als sie sich gemeinsam mit den anderen Frauen auszog. Sie ignorierte die gebrüllten Befehle und faltete ihre Gefängniskleidung sorgfältig zusammen. Den roten Schal legte sie obenauf. Sie besaß nichts mehr, nur noch ihr Leben, und genau diesen Preis verlangte von Schleigel. Geistesabwesend fragte sie sich, wie wohl seine Verbindung zu ihrem Bruder gewesen sein mochte. Die Erwähnung von Lucs Name hatte den Gestapo-Mann sichtlich mitgenommen. Gut. Dann hatte sie dem Deutschen wenigstens Angst eingejagt, bevor sie ihre Eltern, ihre

Großmutter und ihre Schwestern widersah.

»Ich bin Agnes. Wie heißt du?«, riss eine nervöse junge Frau sie aus ihren Gedanken. Sie war fast noch ein Kind.

Rachel hoffte, ihr mit ihrem Lächeln ein wenig Trost spenden zu können. Für sich selbst brauchte sie keinen mehr. »Ich bin Rachel. Wann bist du hier angekommen?« Agnes war zwar extrem dünn, trotzdem wirkte sie gesünder als die meisten anderen.

»Gestern. Meine Eltern wurden voneinander getrennt, und ich habe sie seitdem nicht wiedergesehen. Ich leide an chronischem Asthma ... Ohne meine Mutter weiß ich einfach nicht, wie ...« Ihr versagte die Stimme.

»Mach dir keine Sorgen«, beruhigte Rachel die Frau. Sie war sich sicher, dass Agnes schon bald keine Medikamente mehr brauchen würde.

»Wohin gehen wir?«, fragte Agnes einen der Aufseher.

Der *Kapo* lächelte freudlos. »Unter die Dusche«, sagte er und blickte zu einem Schild, das neben ihnen an einer Säule hing. Auf Deutsch stand dort der ironische Satz: *Sauberkeit ist gut*.

Rachel legte den Arm um Agnes. Sie würde tapfer genug für sie beide sein.

»Raus!« Die kehlige Stimme des Mannes scheuchte sie aus den Umkleideräumen zu einer Tür, an der ein weiteres Schild hing. *Desinfizierte Wäsche*, stand darauf.

»Das ist der Desinfektionsraum, Agnes«, übersetzte Rachel. »Wir werden regelmäßig entlaust«, log sie.

Gemeinsam mit Rachel und den zahlreichen anderen Frauen vor und hinter ihnen betrat Agnes den nackten, kalten grauen Betonraum. Ihre Körper berührten sich, sie zitterten vor Kälte und Angst.

Rachel zog Agnes fester an sich. »Gleich ist es vorbei«, flüsterte sie. »Dann sind wir frei.«

Teil I

1951

Eastbourne, April 1951

Luc mochte diese Tageszeit am liebsten, wenn nur die Fischer unterwegs waren, vor allem mochte er diese Stelle auf den South Downs, die auf den Beachy Head führte, das höchste Kliff in England. Er ließ den Blick vom Ort und dem langen Kiesstrand hinaus aufs offene Meer schweifen, wo gerade ein paar Fischerboote hereinkamen. Sie wurden begleitet von einer Möwenschar, die sich heftig flatternd um die Fischabfälle stritt, welche die Männer beim Ausnehmen der Fische ins Wasser warfen.

Luc roch den Fang bereits. Die Zeit hatte seine fast beängstigende Fähigkeit, einzelne Gerüche herauszufiltern, nicht beeinträchtigt. Auch jetzt konnte er den salzigen, mineralischen Fischgeruch vom erdigen Duft der Kohlenfeuer in den Häusern unter ihm unterscheiden. Wenn er sich konzentriert hätte, hätte er sogar das Kaninchen wahrgenommen, das in einiger Entfernung von ihm durchs Gras hoppelte.

Der kalte Wind, der ihm die Haare zerzauste, trug das aufgeregte Kreischen der Möwen zu ihm herüber. Eine Zeit lang schob sich Luc die blonden Strähnen aus dem Gesicht, aber schließlich gab er es auf, gegen den Wind anzukämpfen. Er kämpfte mittlerweile überhaupt nicht mehr – die Auseinandersetzungen mit seiner Frau nicht mitgerechnet. Lisette hatte Besseres verdient. Wie hatte sie sich nur so schnell mit dem Verlust und den Veränderungen in ihrem Leben arrangieren können, während er immer noch der Vergangenheit nachhing? In manchen Augenblicken hatte er das Gefühl, es gäbe nichts mehr, wofür es sich zu kämpfen lohnte, und in diesen trüben Momenten musste er die Fingernägel in die Narbe an seinem Handgelenk drücken. Die Wunde, die er auf dem Mont Mouchet davongetragen hatte, erinnerte ihn stets daran, dass er nicht nur seine Verletzungen überlebt hatte, sondern auch den Bombenhagel, dem so viele andere zum Opfer gefallen waren. Er dachte an den jungen Vater, der noch mit dem letzten Atemzug von seiner geliebten Familie gesprochen hatte, während Luc ihm die Hand hielt,

damit er nicht allein sterben musste. An den Namen des Mannes konnte sich Luc nicht mehr erinnern, er wollte es auch nicht. Das würde seinen Selbsthass nur vergrößern. Er hatte immer noch das Gefühl, sich feige davongeschlichen zu haben aus Frankreichs Leid.

Frankreich hatte jedoch alles überstanden. Die Nazis – jedenfalls diejenigen, derer die Alliierten habhaft werden konnten – waren vor Gericht gestellt und die Anführer hingerichtet worden. Soldaten waren aus der Gefangenschaft heimgekehrt, Familien waren wiedervereint, und in ganz Europa kam allmählich das Leben nach dem Krieg in Gang.

Nichtsdestotrotz wurde Luc die Schuldgefühle nicht los.

Fast sieben Jahre war es jetzt her, seit sie nach der Befreiung von Paris in einem Fischerboot nach Hastings an der britischen Südküste übergesetzt waren. Er hatte sein Land unbedingt verlassen wollen, aber er konnte das niemandem gegenüber zugeben. Die dezimierte deutsche Armee war bei ihrem Rückzug 1944 immer noch gefährlich, und er war voll und ganz von dem Gedanken beherrscht, Lisette nach England und damit zumindest halbwegs in Sicherheit zu bringen. Ihre Vorgesetzten hatten es sogar von ihm verlangt, weil die geheime Mission der britischen Spionin vorbei war.

Sie waren beide zutiefst emotional verletzt, aber Lisette hatte damals schon gesagt: »Zeig mir einen Menschen, dem es anders geht.« Sie trat ihrem Schmerz entschlossen entgegen, obwohl sie Markus Kilian verloren hatte, einen deutschen Oberst, den sie ausspionieren sollte. Er war ihr Liebhaber geworden und hatte irgendwann auch ihr Herz erobert. Luc jedoch kämpfte immer noch darum, das zu verarbeiten, was geschehen war. Auf jeden Fall fanden sie es beide leichter, Kilian gar nicht erst zu erwähnen.

In der Einsamkeit der schottischen Inseln, auf die sie sich zurückgezogen hatten, überwand Lisette schließlich die Erlebnisse der Kriegszeit. Luc hingegen sehnte sich immer noch nach seiner Heimat.

Im Sommer war das Luberon in der Provence heiß und trocken, und der Wind trug den Duft von Lavendel und Thymian mit sich. In den kühleren Monaten duftete es in den Orten nach Oliven, die zu Öl verarbeitet wurden, und nach Weintrauben. Um sein Dorf herum blühten im Frühjahr die Obstbäume auf den Plantagen, und er erwachte vom Duft nach frischem Baguette.

Luc war ein Mann der Berge, mit ihren weißen Wintern und den farbenprächtigen Sommern, aber hier versuchte er verzweifelt, für seine neue

Familie zu einem Mann der Küste zu werden ... mit ihren Kiesstränden und den hohen eleganten Häusern an der Strandpromenade. Die Provence war ein buntes Gewirr von Häusern mit blauen oder gelben Fensterläden an meist ocker- oder rosafarbenen Fassaden. Hier in Englands Süden war die Farbpalette hingegen eher monoton. Die hohen, schmalen Reihenhäuser waren weiß oder cremefarben gestrichen, mit glänzend schwarzen Türen und Eisengeländern. Er konnte die ruhige Formalität von Eastbourne, wo sie inzwischen lebten, nicht leugnen. Hier gab es nichts Lautes ... die müde Eleganz flüsterte nur. Doch ihm fehlten die lauten Farben und lebhaften Stimmen des Südens von Frankreich.

Nur hier oben – auf den einsamen Klippen, weit weg vom wirklichen Leben – fühlte Luc sich zu Hause. Vor Lisette konnte er diese Tatsache nicht verbergen, sie wusste, dass man an klaren Tagen über den Kanal bis nach Frankreich sehen konnte.

Luc rümpfte die Nase über den sauren Geruch, der von dem Fischkutter aufstieg. Über dem Pier von Eastbourne ging gerade die Sonne auf. Wolken zogen über den heller werdenden Himmel, und ein orangefarbener Finger schien über den Horizont direkt auf Frankreich zu zeigen.

Dort solltest du sein, lockte er.

Aber Luc konnte nicht nach Frankreich zurückkehren. Noch nicht. Seine Wunden waren noch zu frisch. Er dachte an die Freunde, die ihr Leben gelassen hatten. Er dachte an die vielen Ortschaften, die zerstört worden waren. Es würde mehrere Generationen dauern, sie wieder aufzubauen. Vor allem jedoch dachte er an seine Familie, die er verloren hatte: seine Eltern, die Schwestern ... seine geliebte Großmutter, die in seinen Armen gestorben war und deren Talisman er immer bei sich trug. Der Beutel mit Lavendelsamen war eine ständige Erinnerung an alles, was er verloren hatte. Die wenigen Blüten darin waren längst vertrocknet, aber wenn er die Augen schloss, konnte er immer noch schwach den Duft von Saignon riechen.

Eines Tages würde er zurückkehren.

Vor ein paar Jahren hatte er an den Internationalen Suchdienst in Deutschland geschrieben. Den ITS hatte das Rote Kreuz 1946 ins Leben gerufen, damit Menschen ihre vermissten Familien wiederfanden. Vorrang hatten ausdrücklich Juden und andere Minderheiten, die von den Nazis verfolgt worden waren. Bisher hatte er zwei Briefe mit dem ITS gewechselt, und das letzte Schreiben lag inzwischen über ein Jahr zurück. Aber Luc fand